

Rezension von: Turk, Horst:  
Philologische Grenzgänge. Zum  
Cultural Turn in der Literatur.  
Würzburg: Königshausen &  
Neumann 2003, 520 pp.

erschienen in: Jahrbuch der  
ungarischen Germanistik (2004),  
pp. 381-386.

Die inter- und transdisziplinär ausgetragenen kulturwissenschaftlichen Debatten der letzten Jahre haben einen bis in die Kultur- und Hochschulpolitik reichenden Argumentationsraum geschaffen, in Bezug auf den sich wissenschaftliche Disziplinen und kulturbezogene Praxen, ob ablehnend oder zustimmend, immer dringender zu positionieren haben. Auch sind die genannten Debatten inzwischen in eine Phase eingetreten, in der es gilt, auf die ersten Grundsatzdiskussionen eine ruhigere (Wieder-)Bearbeitung dessen folgen zu lassen, was bis jetzt als Gegenstand ausdifferenzierter wissenschaftlicher Disziplinen entworfen und untersucht wurde. Horst Turks Buch stellt, diesem Anspruch verpflichtet, einen materialienreichen interpretatorischen Versuch dar, die Kultur- und Literaturgeschichte der Moderne seit 1800 von der gegenwärtigen Entwicklungslage aus neu zu verstehen. Für die argumentative Qualität der Monografie spricht dabei, dass der Autor der kulturwissenschaftlichen Bewusstseinslage entsprechend auch nicht versäumt, beruhigenden wie enttäuschenden Vereinfachungen, Binarisierungen und Entweder-Oder-Alternativen mit einem auf die Komplexität gerichteten Augenmerk – stellenweise auch den Leser herausfordernd – zuvorzukommen.

Auf die vieldiskutierte und kulturwissenschaftlichen Ansätzen gegenüber immer wieder gestellte Frage, ob man mit dem kulturologischen Denkraum nicht allzu weit weg vom Anspruch jeglichen sozialhistorischen Wirklichkeitsbezugs bzw. zu nahe an fiktionalistische bzw. ästhetisierende Postulate rückt, wird gleich im Vorwort im Sinn eines Weder-Noch festgehalten, dass man die Kompetenzen der literarischen, im weiteren Sinn ästhetischen Praxis (»mimetische Darstellung«, »Repräsentation«, »ästhetische Distanzierung« [p. 8] etc.), sinnvoll nur in »wirklichen« Zusammenhängen, als eine ebenso ernst zu nehmende wie alltägliche Art der Distanzierung von bzw. der Identifikation mit der »Welt« betrachten kann, die sich in Konkurrenz zu anderen Praktiken der Wirklichkeitsmodellierung befindet bzw. behauptet. Die »philologische Paradigmatisierung« (p. 9), der das vorliegende Buch vorwiegend gewidmet ist, wird nicht durch irgendeine Sonderstellung von Kunst und Literatur ermöglicht, sondern durch die im Wechselspiel von »Depotenzierung« und »Potenzialisierung« (p. 11), »Post- und Präfiguration« (p. 10) erfolgende Mitgestaltung von Vorgegebenem. Ihre Schlüsselbegriffe werden im zweiten Kapitel des Buches (*Konzepte*) auf Grund einer Diskussion der Metapher des »kulturellen Textes« und ihrer Auslegung im Sinne der »Poetik der Kultur« entwickelt. Auf dem »Feld der [...] Paradigmatisierung«, auf dem für die Gesellschaft konstitutive »Modelle« jeglicher Art »ausgehandelt« (p. 145) werden, macht es keinen Sinn, sich ohne Binnendifferenzierung auf den Gegensatz von »vorfinden« und »erfinden« (p. 151) festzulegen. Sinnvoll und konstitutiv ist vielmehr – sowohl in gesellschaftspolitischer als auch in gesellschaftsgeschichtlicher Hinsicht – der Vielfalt konstitutiver Praktiken und Strategien der Wirklichkeitsmodellierung nachzugehen. Rhetorisch-historiografisch, ethnografisch und kultursoziologisch nennt und behandelt Turk die Kategorien des »emplotment« (Implementierung mit Handlungsmustern), des »enactment« (Implementierung mit Performanzen) und des »commitment« (Implementierung mit Diskursanschlüssen, p. 138). An deren Unterschieden kann man gut ablesen, dass die Verabschiedung des wahrheitstheoretischen Dilemmas keinen differenzlosen Raum hinterlässt. Im Rahmen der Paradigmatisierung durch »Selbsterzählungen«, »Selbstinszenierungen«, »Selbstbeschreibungen« und »Selbstreflexionen« (p. 145) der Gesellschaft lassen sich – Vorgängermodelle depotenzierend oder potenzialisierend – Handlungen, Ereignisse, Szenarien und Diskurse als mitgestaltende faktorenhistorisch-singulärer Konstellationen ausmachen. Entsprechend diesem kulturpoetologischen Ansatz kann man auch von der »Kultur als Text« zum »kulturellen Text« übergehen, der »buchstäblich«, »metaphorisch« und »metatextuell« (p. 156) zu nehmen ist, je nachdem auf welcher Ebene Phänomenbereiche ins Spiel gebracht bzw. beschrieben werden.

Dadurch ist nicht nur ein Problem (die Frage nach dem heuristischen Wert der Leitmetapher kulturwissenschaftlicher Diskussionen) aus dem Weg geräumt sowie der Literatur und Kunst ein solides Recht zur Mitwirkung an der Gesellschaft zugesprochen, sondern auch der Komplexitätsreduktion vorgebeugt worden. Nun kann sich der Autor Fällen widmen, die gerade in ihrer Singularität paradigmatisch genannt werden können. Die einzelnen Kapitel des Buches tragen diese theoretischen Prämissen auch mit entsprechend provokativer Kraft zur Schau, indem

sie unter anderem in Diskurse (etwa über die deutschsprachige Philosophie, Wissenschafts-, Politik-, und Sozialgeschichte) »eingreifen«, in denen eine derartige Grenzüberschreitung – es handelt sich wohlgerne um deutschsprachige Diskurse! – nicht selbstverständlich ist. Umso mehr hängt das Gelingen des Vorhabens davon ab, ob es dem Verfasser gelingt, Philosophen, Soziologen, Politologen und Historiker einerseits, und Philologen andererseits, und zwar *in einem Zug* zu überzeugen, dass ein Lektüreunternehmen wie dieses (da sträuben sich die Ersteren) gerade an diesem Material (eine Herausforderung für Letztere) Gewinn bringend ist.

Ein gängiges Argument kulturwissenschaftlicher Debatten ist der Hinweis auf die deutsche Verdrängung der europäischen wie der deutschen Ursprünge des Cultural Turn in der Historischen Kulturwissenschaft. Auf diese durchaus begründete historische Kontextualisierung (H. Böhme) geht der Autor in dieser Form nicht näher ein. Stattdessen setzt er im Kapitel *Debattenrahmen* gleich zu Beginn des Buches mit einer Analyse einschlägiger Positionen an. Er verfolgt, wie in unterschiedlichen – sozialen, ethischen, religiösen, politologischen – Diskursen, beginnend mit den 20er Jahren, Kultur zu einem Problem gemacht und ein Differenzierungspotenzial entfaltet wird, das möglicherweise auch Lösungen für den Cultural Turn bereitstellt. Zur Grundlage dieser These dient die bei einzelnen Autoren nachgewiesene Erkenntnis, dass die vielbeschworene Krise der Kultur lediglich die Möglichkeit bzw. Aktualität von »Entscheidungen« (p. 56) zwischen »prägende[n]« kulturellen »Sinn- und Deutungsmuster[n]« (p. 38) eröffnet. Eine Erkenntnis von dieser Reichweite sei bei Autoren wie Ernst Troeltsch, Hermann Cohen, Max Weber und Gershom Scholem, anders als bei Carl Schmitt, die »Entscheidung« für einen Kulturbegriff, in dessen Zeichen Diskurse in gerade dem Maße transparent füreinander werden, in welchem sie anderweitigen Kulturerscheinungen, als den eigens verhandelten, Zugeständnisse machen. Diese problemgeschichtliche Spurensicherung erfolgt durch eine, für das Turk'sche Lektüerverfahren grundsätzlich charakteristische Inszenierung teils nachweislich geführter, teils nicht geführter Debatten der Autoren, in deren Rahmen der Verfasser seine »Grenzgänge« in Form transtextueller *close readings* positioniert.

Das für das ganze Buch zentrale zweite Kapitel *Konzepte* verfolgt die für den Cultural Turn paradigmatische Entwicklung kultureller (wie kulturologischer) »Entscheidungen« bei Gesellschaftstheoretikern des späteren 20. Jahrhunderts weiter und reformuliert sie als Geschichte der »Unterscheidungen«. Wie die Auseinandersetzung mit Niklas Luhmanns und Pierre Bourdieus jeweils unterschiedlichen Funktionalisierungen der ästhetischen Sphäre für das Soziale – als Medium der Selbstbeobachtung (Luhmann) bzw. als relativ autonomes, jedoch soziologisch auszuleuchtendes Feld (Bourdieu) – zeigt, hat Kultur nicht aufgehört, ein problematisierbarer Fundus für die Gesellschaftstheorie zu sein. Dies versucht der Autor zu nutzen, indem er die Fragerichtung ändert und nicht die Kultur von der Gesellschaft her, sondern die Gesellschaft von der Kultur her angehend, die Weber'sche verstehende Soziologie für einen geeigneten Kandidaten hält, das durch den Zerfall der Metaerzählungen, der politischen Geschichte, schließlich der Sozialgeschichte gegenwärtig frei gewordene »Terrain für eine veränderte Referenznahme« (p. 90) kulturwissenschaftlich in Besitz zu nehmen. Dies erfolgt im Rekurs auf die Weber'sche »Erschließung der Kulturbedeutungen« (p. 92), welche durch Berücksichtigung der »möglichen Wertbeziehungen« (p. 88) historischen Individualkonstellationen (getragen auch und gerade durch Kunst und Literatur) gerecht zu werden vermag. In »Weiterführung des Weber'schen Ansatzes« (p. 91) geht die Kulturkritik (auch als Problem) in die Kritik der Kultur über und eröffnet für die philologische Analyse die Möglichkeit, sich trotz bzw. dank ihrer Entfaltung »möglicher Wertungsstandpunkte« (p. 87) selbst zu positionieren und zugleich als integraler Bestandteil der Gesellschaft zu fungieren. An dieser Stelle wirkt sich über die Weiterführung des soziologischen Debattenrahmens hinaus der Rückgriff auf die rhetorisch-historiografischen (H. White) und ethnografischen Konzepte (C. Geertz) aus: Man ist *in concreto* an der Schwelle von *sinnvollen* Textanalysen auch für die Sozial- sowie Kulturwissenschaft, an der glücklichen Verbindung der Poetik *mit* der Politik der Kultur, damit bei der In-Kraft-Setzung philologischer Paradigmatisierungen angelangt.

Die sich anschließenden drei großen Abschnitte des Buches beschäftigen sich mit exemplarischen Fällen philologischer Paradigmatisierung. Im dritten Kapitel *Paradigmen der Moderne: Walter Benjamin, Robert Musil, Bertolt Brecht* wird die »zeitdiagnostische Analyse der Virtualisierung und Habitualisierung im politisch-kulturellen Verhaltensfeld« (p. 207) der Moderne nicht im Rahmen einer narratologischen, sondern im Rahmen einer theatralologischen, performanzorientierten Diskussion vorgenommen. Diese bezieht sich – jeweils integrierend und differenzierend – auf das Dramatische, Theatralische, Gestische und Performative der

Darstellung in ihrem Funktionswert für die »Virtualisierung des Lebens und der kulturellen Kodierungen« (p. 208). Turk verortet die Differenzen der theaterologischen Modelle Benjamins, Brechts und Musils in theatergeschichtlichen Zusammenhängen und untersucht sie auf die Frage hin, inwieweit die drei Theoretiker durch die Ummodellierung dramatischer Darstellungsformen zugleich eine Umgestaltung der gesellschaftlichen Erfahrung sowie eine Korrektur der Erfahrung der Moderne in Kraft gesetzt haben. Der Zugriff des Theaters auf das Wirkliche erfolge bei Benjamin durch das »Konzept einer Bewahrheitung in den Vollzugsgestalten der Performanz« (p. 215) als Teilhabe am Wirklichen, bei Brecht hingegen durch die »Trennung der Elemente« (p. 189) in der »Explikation des Theaters als Theater« (p. 215). Musil vereinige Vollzug und Trennung bzw. virtualisiere im Rückkehrereffekt Wirkliches durch Hervorkehrung der lebenspraktischen Theatralik etwa der »Gebärdensprache« (p. 198) sowie des »pantomimische[n] Element[s] des Lebens« (p. 221). Dabei erläutert Turk die Differenzen der drei Modelle ebenso, wie er ihre zeit- und problemgeschichtlichen Kongruenzen im Begreifen des am Beginn des 20. Jahrhunderts deutlich gewordenen Problems des bürgerlichen Individualismus als soziale Rahmenbedingung erkennbar werden lässt.

Auch das vierte Kapitel *Geteilte Geschichten* verfolgt den eingeschlagenen Weg der Untersuchung konvergierender und divergierender Modellierungen weiter. Unter expliziter Heranziehung des Bourdieuschen Analyseinstrumentariums »literarische[r] Felder« wird hier den Rahmenbedingungen der »sittlich-politischen Bindung des Ästhetischen« (p. 234) nach 1945 bei Theoretikern und Dramatikern der beiden deutschen Länder nachgegangen. Dabei zeigt sich, dass der ›Teilung‹ der Felder in beiden Sinnen des Wortes ebenso viel »Partizipation in der Division« als »Division in der Partizipation« (p. 250) zu Grunde liegt, was sich durch Formen der jeweiligen Teilhabe am ›Erbe‹ der Klassik bzw. der Klassischen Moderne belegen lässt. Wie komplex sich dabei die Konvergenzen und Divergenzen feldinterner und feldexterner Beziehungen ergeben können, zeigt die Analyse zum einen in Bezug auf Parallelen zwischen Gadamer und Lukács (auch im Vergleich zum Literaturbegriff Adornos und Barthes' vor dem Hintergrund des deutschen bzw. französischen Feldes), zum anderen in Bezug auf das Konkurrenzverhältnis einander scheinbar nahestehender Entwürfe wie der theoretischen und dramatischen Shakespeare- und Brecht-Anleihen von Peter Hacks und Heiner Müller. Besonders interessant ist dabei die Darstellung der Bedingungen, unter denen eine Differenz wie die der Müllerschen Radikalität durch das *enactment* und der Hackschen Konformität durch das *emplotment* zur einer Sanktionierung von Seiten des literarischen Feldes unter beinahe umgekehrten Vorzeichen führen konnte.

Das umfang- und detailreichste fünfte Kapitel *Im Bann der Szenarien und Diskurse* geht schließlich entlang der historischen Beispiele Goethes, Wagners und Jean Pauls der »empragmatisierenden« (p. 281) Wirksamkeit von Literatur in »Szenarien« und »Diskursen« im Bereich der Mythosrezeption und der Identitätsphilosophie um und nach 1800 nach. In spannenden textorientierten Analysen modernitätsverpflichteter ›Arbeit am Mythos‹ wird zuerst die These entwickelt, dass die Goethe'sche *Iphigenie* auf der Basis einer ›archaischen‹ Überbietung der Euripideischen Grundlage eine »Mythisierung der Humanität« statt einer »Humanisierung des Mythos« (p. 288) betreibt. In direktem Anschluss daran analysiert Turk Wagners »mythenkritische« (p. 307) und zugleich mythopoetische Annäherung an die Opernvorlagen und stellt fest, dass Wagners Werk (namentlich *Der Ring des Nibelungen*) auf einer – auch in philologischer Hinsicht rekapitulierbaren – Revision und »Dekonstruktion« (p. 330) des Sophokleischen Ödipus-Mythos beruht. In Abhebung vom Herder'schen bzw. romantischen Konzept einer ›neuen Mythologie‹ handle es sich dabei statt um eine »historische[] Arbeit am Mythos [um] einen Fall der mythologischen Arbeit an der Geschichte« (p. 320). Schließlich ist der Jean Paul-Abschnitt der Auseinandersetzung mit dem Paradigma des sich selbst setzenden ›Ich‹ in der zeitgenössischen Philosophie gewidmet. Wie Turks Romananalysen darlegen, geht es Jean Paul dabei vor allen Dingen darum, die »Ineffizienz ›des Ich‹« (p. 392) ins *enactment* multiplizierter Ich-Funktionen aufzulösen, wodurch die weltbezogene »Individualität des Idealmenschen« (p. 440) hervorgekehrt und dieser in die Lage versetzt wird, »neben der Identifikations- und der Distanzierungsfunktion auch eine Solidarisierungsfunktion im Prozess der Vergesellschaftung wahrzunehmen« (p. 450).

Horst Turks Monografie erhebt sich über den Standard kulturwissenschaftlicher Einführungen. Zum Verständnis des in ihr zum Tragen kommenden ›starken‹ Konzeptes bedarf es sowohl einiger Vorschulung als auch einer gewissen Lust am Experimentieren mit Interpretationen. Besonders gut eignet es sich als Medium des disziplinären Austausches zwischen den ›Feldern‹



der Philosophen, Soziologen, Politologen, Historiker, Philologen und Kulturwissenschaftler. Noch mehr bietet es sich aber zur feldinternen Diskussion zwischen Kulturwissenschaftlern und Literaturwissenschaftlern an – zu einer Diskussion, die sich in der gegenwärtigen Phase kulturwissenschaftlicher Debatten besonderer Aktualität erfreut.

